

Jede Gesellschaft hat Leitbilder, an denen sich Menschen und Institutionen orientieren. Dazu gehören auch Bilder des Kindes, von Kindheit, die in Menschenbildern, d. h. der Vorstellung des guten und kompetenten Menschen, verhaftet sind. Kompetenz bedeutet, sich in einem bestimmten Umfeld zurechtzufinden, autonom handeln zu können und sich materiell versorgen zu können. Ein guter Mensch zu sein bedeutet, sich an den moralischen und ethischen Standards dieses Umfelds zu orientieren, sie einzuhalten und zu ihrer Verbreitung beizutragen. Glück, Zufriedenheit und Wohlbefinden sind damit noch nicht definiert, sollten sich aber aus der Konkordanz dieser Bereiche zwangsläufig ergeben. Wie solche Leitbilder und Bilder vom Kind entstehen ist Gegenstand historischer, soziologischer, anthropologischer, philosophischer Analysen, die hier nicht geleistet werden können. Für den hier diskutierten Zusammenhang ist wichtig, dass sie vor allem im Zusammenhang mit sozioökonomischen und soziodemographischen Parametern zu sehen sind. Das heißt also, das Bild vom Kind ist abhängig von der ökonomischen und soziodemographischen Lage ihrer Kreateure.

Aus verschiedenen internationalen wie nationalen Studien (z. B. der oben zitierten Bertelsmann-Studie von 2008) wissen wir, dass ökonomischer Erfolg an Bildungserfolg im formalen¹ Schulwesen gekoppelt ist. Mit dem Niveau der formalen Schulbildung gehen aber auch andere, nicht augenscheinliche Veränderungen einher. So nimmt zum Beispiel die Anzahl der Kinder mit der Höhe der Schulbildung ab, eine scheinbar paradoxe Konsequenz, würde doch die implizierte bessere ökonomische Situation die Versorgung von einer größeren Anzahl von

¹ Mit der Betonung des formalen Schulwesens soll deutlich gemacht werden, dass Bildung nicht nur in formalen, nach westlichem Muster funktionierenden Schulen vermittelt wird, sondern dass sehr wichtige Bildungsinhalte auch in der Familie, transgenerational und mit anderen als schulischen Vermittlungsmethoden übertragen werden.

Kindern erlauben. Mit der Anzahl der Kinder verändern sich auch die sozialen Umgangsformen, die Pflege/Betreuung wird individueller, exklusiver. Psychologische und ökonomische Investitionen werden größer. Das Erstgeburtsalter steigt, d. h. Elternschaft beginnt relativ spät in der individuellen Biographie – zwischen Ende 20 und Ende 30. Zu dem Zeitpunkt sollte die berufliche Karriere konsolidiert und andere Vorhaben der Lebensplanung, wie z. B. größere Reisen, realisiert sein². Diese Konstellation begünstigt und erlaubt ein Modell elterlicher Fürsorge, das das individuelle Kind in den Mittelpunkt stellt und die soziale Umwelt in der Pflicht sieht, die Bedürfnisse und Wünsche dieses Kindes zu erspüren und feinfühlig zu beantworten. Die sehr populäre Bindungstheorie (s. z. B. Grossmann und Grossmann 2011) definiert eine sensitive Mutter, die in der Regel als die Hauptbindungsperson des Kindes angesehen wird folgendermaßen: Sie „...gibt dem Baby, was seine Kommunikationen intendieren und was er/sie möchte. Sie reagiert sozial auf Babys Versuche soziale Interaktionen zu initiieren, spielerische auf Versuche, Spiel zu initiieren. Sie hebt das Baby hoch, wenn er/sie es zu wünschen scheint und legt das Baby wieder hin, wenn er/sie explorieren möchte“ – so steht es in der Beurteilungsskala zur Einschätzung mütterlicher Sensitivität im ersten Lebensjahr der kanadischen Psychologin Mary Ainsworth, die zusammen mit dem englischen Psychiater John Bowlby die sogenannte Bindungstheorie etablierte. Das zugrunde liegende Menschenbild ist an psychologischer Autonomie orientiert (Keller 2013). Das bedeutet, dass das Baby von Anfang an als eine separate, aktive und autonome Person, wahrgenommen wird dessen Wünsche und Aktivitäten in sich selbst berechtigt sind (Ainsworth et al. 1978). Dieses Bild vom Kind wird auch von Institutionen gefordert und gefördert, wie beispielsweise der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, die in einer Broschüre rät: „Bei aller Abhängigkeit ist Ihr Baby schon eine eigene kleine Persönlichkeit mit eigenen Interessen. Wenn Sie Ihr Baby als Partner betrachten und ihm viel von sich und seiner neuen Welt mitteilen, werden Sie ein Team fürs Leben sein.“ (Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung 2010, S. 39). Die konsequente Orientierung an den Bedürfnissen eines jeden einzelnen Kindes ist ebenfalls das Grundprinzip einer kindgerechten Elementarpädagogik, wie in den Orientierungs- und Bildungsplänen der 16 Bundesländer dargelegt (s. dazu Borke und Keller 2014).

Psychologische Autonomie bedeutet sich seiner eigenen Fähigkeiten und Möglichkeiten bewusst zu sein, diese frei zu kommunizieren und über ihre Realisierung zumindest mit zu entscheiden. So entsteht ein Gefühl individueller

² Allerdings hat sich in den letzten Jahren eine kleine Bewegung gebildet, die das Reisen mit Kind propagiert; insbesondere auf dem Hintergrund der Elternzeitregelungen für beide Elternteile werden längere Familienreisen mit Säuglingen und Kleinkindern realisiert. Dazu gibt es inzwischen einige Bücher, Berichte in Magazinen sowie blogs.

Selbstwirksamkeit, das als Grundlage einer gesunden Persönlichkeit verstanden wird. Dieses Verständnis von Autonomie hat Konsequenzen für das Verständnis sozialer Beziehungen. Eigenständig denkende und fühlende Individuen respektieren die Ich-Grenzen der anderen und verhandeln die Bedürfnisse und Wünsche anderer auf dem Hintergrund der eigenen Interessen. Dazu gehört Durchsetzungsfähigkeit als soziale Kompetenz.

Wie wird dieses Bild vom Kind nun in erziehendes und erzieherisches Handeln umgesetzt? Die notwendigen Versatzstücke aus dem familiären Alltagsgeschehen sowie dem institutionellen Alltag werden im Folgenden vorgestellt.

<http://www.springer.com/978-3-658-10391-0>

Die Entwicklung der Generation Ich
Eine psychologische Analyse aktueller
Erziehungsleitbilder

Keller, H.

2015, VII, 43 S., Softcover

ISBN: 978-3-658-10391-0